

IDWRG

Innsbrucker Diskussionspapiere zu
Weltordnung, Religion und Gewalt

Nummer 17 (2007)

*Kann der Glaube Berge versetzen, und wenn ja, wie hoch
dürfen sie sein? Gedanken zum gegenwärtigen
Erscheinungsbild des Islam*

von
Barbara Frischmuth

Innsbrucker Diskussionspapiere zu Weltordnung, Religion und Gewalt

Die IDWRG (*Innsbrucker Diskussionspapiere zu Weltordnung, Religion und Gewalt*) verstehen sich als unregelmäßige Reihe zur Veröffentlichung von wissenschaftlichen Arbeiten, die im Umfeld der **Forschungsplattform „Weltordnung – Religion – Gewalt“** an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck entstanden sind.

Diese Reihe soll dabei helfen, aktuelle Fragen in diesem Spannungsfeld auf wissenschaftlichem Niveau zu diskutieren. Wie die gesamte Plattform möchte sie unterschiedliche Forschungsansätze im Blick auf große gesellschaftliche Probleme der Gegenwart zueinander in Beziehung bringen, und das sowohl ergänzenden als auch konfrontativ.

Themen und Methode sind daher grundsätzlich offen und frei. Beiträge aus dem Themenfeld in verschiedenen Stadien der Erarbeitung und Reaktionen auf Arbeiten sind jederzeit in der Leitung der Plattform oder der Redaktion der Reihe willkommen. Nur so kann dem Wesen einer Reihe von „Diskussionspapieren“ auch entsprochen werden.

Die in den Arbeiten geäußerten Meinungen geben freilich jeweils die der Verfasser/innen wieder, und dürfen nicht als Meinung der Redaktion oder als Position der Plattform missdeutet werden.

Leiter der Forschungsplattform: Wolfgang Palaver, Katholisch-Theologische Fakultät,
Karl-Rahner-Platz 1, A-6020 Innsbruck, wolfgang.palaver@uibk.ac.at

Redaktion: Andreas Exenberger, Fakultät für Volkswirtschaft und Statistik, Universitäts-
straße 15, A-6020 Innsbruck, andreas.exenberger@uibk.ac.at

Homepage: <http://www.uibk.ac.at/forschung/weltordnung/idwrg>

Kann der Glaube Berge versetzen, und wenn ja, wie hoch dürfen sie sein? Gedanken zum gegenwärtigen Erscheinungsbild des Islam

Barbara Frischmuth*

Sehr geehrte Damen und Herren, wenn ich heute versuchen werde, meinen Blick auf das Erscheinungsbild des Islams in Europa zu richten, dann wird das nicht so sehr der Blick auf das sein, was Ihnen ohnehin vertraut ist, wenn schon nicht aus persönlicher Anschauung, dann zumindest aus den täglichen Nachrichten, nämlich der Anblick Kopftuch tragender Frauen und vollbärtiger Männer, die sich reihenweise zum Gebet auf die Knie werfen oder unter lautem Gebrüll Fahnen westlicher Länder oder Puppen westlicher Politiker verbrennen. Ich werde auch nicht im besonderen auf Ehrenmorde, Verstümmelungen weiblicher Sexualorgane, integrationsunwillige Mitglieder von Parallelgesellschaften oder Gruppen, die Selbstmordattentäter anheuern, eingehen. Darüber können Sie beinahe täglich in Ihrer Zeitung lesen, mehr oder weniger zutreffend kommentiert, je nach Niveau des jeweiligen Blattes.

* Barbara Frischmuth, geboren 1941 in Altaussee, ist österreichische Schriftstellerin und Übersetzerin. Sie hat in Graz Englisch, Ungarisch und Türkisch und in Wien Orientalistik studiert. Ihre vielleicht bekanntesten Werke sind etwa *Die Klosterschule* (1968), *Das Verschwinden des Schattens in der Sonne* (1973), *Die Mystifikationen der Sophie Silber* (1976), die Trilogie *Herrin der Tiere* (1986), *Über die Verhältnisse* (1987) und *Einander Kind* (1990) sowie zuletzt *Der Sommer, in dem Anna verschwunden war* (2004). Zu ihren zahlreichen Werken zählen außerdem mehrere Kinderbücher und Arbeiten für Theater, Film und Hörfunk. Sie hat zahlreiche Auszeichnungen erhalten, darunter den Anton-Wildgans-Preis (1973) und den Ehrenpreis des österreichischen Buchhandels für Toleranz in Denken und Handeln (2005). Der vorliegende Text ist das Manuskript zur „Raymund Schwager Innsbrucker Religionspolitologischen Vorlesung“ vom 6. März 2007 im Literaturhaus am Inn in Innsbruck, der uns von der Autorin freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde. Es wurde absichtlich die „alte“ Rechtschreibung belassen und aus Formatierungsgründen wurden einige Absätze verbunden.

All das sind Phänomene einer Konfrontation von Ungleichzeitigkeiten, die in einer globalisierten Welt immer häufiger vorkommen, und sich nicht im Schnellverfahren beseitigen lassen. Was zu tun bleibt, ist, einen Modus zu finden, der es Migranten und Einheimischen erleichtert, miteinander in einer Stadt, einem Land, einem Kontinent als gleichgestellte Bürger zu leben. Das bedeutet gegenseitige Achtung, ein Aufeinander-Rücksicht-Nehmen sowie die für alle gleichermaßen verbindliche Anerkennung der Verfassung und ihrer Gesetze. Nicht von ungefähr zitiert Abdelwahab Meddeb, selbst Muslim, zu diesem Thema eine talmudische Weisheit, nämlich „Das Gesetz des Landes ist das Gesetz. Will sagen: das Gesetz des Staates gilt vor dem Gesetz der Thora.“

Eigentlich sollten diese drei Punkte längst außer Streit stehen, daß sie es nicht tun, heißt, es muß weiter über sie gestritten, besser gesagt, diskutiert werden, und zwar nicht indem man sich gegenseitig zu den Affen auf die Bäume zurückschickt, sondern indem Kosten und Nutzen einer demokratischen Verfaßttheit sowie der Wahrung der Rechte des einzelnen zum Frommen aller Diskussionsziel zu sein hat. Und nicht nur Diskussionsziel, sondern auch Aktionsziel, und damit sind wir bei der Bildung angelangt, bei Bildung und Ausbildung, beim Wissen-wollen, nicht zuletzt von einander.

Daß das Wissen-wollen noch immer propagiert werden muß, kann man als Schande bezeichnen oder als läßliches Versäumnis, Fakt ist, daß Aufklärung auch auf diesem Sektor noch immer nottut, nämlich unser aller Aufklärung, weil wir alle in der Kenntnis voneinander unsere Lücken haben. Nicht nur an den Stammtischen, auch unter Intellektuellen, wen immer dieses Wort heute miteinschließen mag. Ich spreche aus Erfahrung, denn es passiert mir immer wieder, daß Kollegen, mit denen ich über das Verhältnis westliche Welt und islamische Welt zu diskutieren versuche, ziemlich rasch mit der Begründung abwinken, sie wüßten zu wenig über den Islam und könnten sich daher seriöserweise auf keine Debatte darüber einlassen. Außerdem reichten all die Berichte über Terror, Frauenfeindlichkeit und Faschismusnähe muslimischer Fundamentalisten, um zumindest diese guten Gewissens verurteilen zu können.

Wenn ich mir also heute über das Erscheinungsbild des Islams den Kopf zerbreche, dann tue ich es mithilfe der Stimmen intellektueller Muslime, die in Europa leben. Erstens weil sie eine gewisse Distanz zu ihrer Herkunftskultur

haben und dadurch einen schärferen Blick auf die Reibflächen zwischen Eingesessenen und Eingewanderten, zweitens weil sie vor Kritik im aufklärerischen Sinne nicht zurückschrecken, sei es an den Eingewanderten oder an den Eingesessenen. Und drittens sind ihre Bücher auf deutsch erschienen und können dem einen oder anderen, dessen Interesse heute vielleicht geweckt wird, eine Verständnishilfe bieten.

Es geht dabei um Schriftsteller und Essayisten, die aus den drei klassischen Kulturen des Islams stammen, der arabischen, der iranischen und der türkischen, nämlich um Abdelwahab Meddeb, aus Tunesien gebürtig, Kunsthistoriker, Schriftsteller und Essayist, der in Paris lebt, Navid Kermani, als Iraner in Deutschland geboren, Orientalist und Schriftsteller, der in Köln lebt, und Zafer Senocak, aus der Türkei stammend, Schriftsteller und Essayist, der in Berlin lebt. Alle drei befassen sich nicht nur in ihren Büchern, sondern auch in Artikeln, Essays und gelegentlichen Wortmeldungen in den Medien mit dem Thema Islam und den Möglichkeiten von dessen Eingemeindung in Europa, ohne den muslimischen Glauben als solchen abschaffen zu wollen. Daß sie in ihren Beurteilungen der anstehenden Konflikte bei verschiedener Ausgangslage oft zu ähnlichen Resultaten kommen, spricht für ihre realistische Einschätzung.

Mir ist wichtig zu zeigen, daß auch sie zum Erscheinungsbild des Islams gehören und dieses mit ihren luziden Analysen gehörig differenzieren. Allerdings werden sie zu selten als das wahrgenommen, was sie sind: muslimische Stimmen, die für ihre Kultur möglicherweise einmal das geleistet haben werden, was wir mit der Aufklärung verbinden. Sie sehen sich heute als französische, beziehungsweise deutsche Schriftsteller, deren Leistungen nicht nur der französischen und der deutschen Literatur zugeschrieben werden können, sondern auch der muslimischen Kultur in Europa, selbst wenn die Genannten sich wohl eher als Kulturmuslime denn als Muslime strenger Observanz sehen.

Und da wären wir nun auch beim Thema Glauben, der angeblich Berge versetzen kann. Die Frage ist nur, wie hoch diese Berge sind und zu wessen Gunsten sie versetzt werden sollen. Ist das Versetzen von Bergen denn nicht eigentlich Hybris? Im ökologischen Sinn gewiß. Da ist schon die Versenkung ganzer Dörfer und Kleinstädte in riesigen Stauseen eine höchst strittige Angelegenheit. Nicht nur der Dörfer und Kleinstädte wegen, sondern weil Län-

der beziehungsweise Menschen sich plötzlich die Macht über ein Lebenselixier anmaßen, das doch von Gott, wenn es ihn denn gibt, allen zugedacht worden ist. (Ich habe übrigens noch von keinen türkischen Imam gehört, der zugunsten syrischer und irakischer Glaubensbrüder – sunnitischer Glaubensbrüder wohlgemerkt - gegen das gigantische Staudammprojekt von Hasankale protestiert hätte.)

Aber zurück zum Glauben. Was bedeutet Glauben überhaupt? Und was glaubt jemand heute, wenn er glaubt? Wenn ich mich dabei an Begriffen orientiere, die aus meiner Kindheit und meiner Klosterschulzeit stammen, dann geht es darum, von der Existenz Gottes überzeugt zu sein, nämlich eines bestimmten Gottes, der für seine Anhänger ein Regelwerk erstellt hat, dessen Einhaltung unter Androhung massiver Strafen befolgt werden muß. Zu unserem Frommen. Und die Bestrafung durch Leiden, die wir schon in dieser Welt erfahren, ist Bestandteil der Läuterung, die unabdingbar ist, um in die Nähe Gottes zu gelangen.

Fällt die Bestrafung unangemessen oder gar unerträglich aus, wie im Fall Hiobs oder beim Tod von Kindern, entsteht ein Dilemma, das die Gott zugeschriebene Eigenschaft der Allmacht mit der der Gerechtigkeit und diese wieder mit der der Liebe in Konflikt bringt. Es ist die alte Frage danach, wie das Böse in die Welt kam, die ja auch die Theologen seit Jahrtausenden umtreibt. Ein Dilemma, das gewiß auch zur Entwicklung von mystikorientierten Positionen auf der einen und orthodoxen Positionen auf der anderen Seite beigetragen hat.

Dennoch hat Glauben, wie mir scheint, auch heute vor allem mit der tief in den Menschen sitzenden Sehnsucht nach einer Antwort aus dem *Jenseits* zu tun, mit *dem Brechen des Schweigens der Welt*, wie Peter Sloterdijk es neu-lich in einer Fernsehsendung ausgedrückt hat. Als diese Sehnsucht sind mir Glauben und Religion zutiefst verständlich – ob es sich nun tatsächlich so verhält, wie neueste wissenschaftliche Versuche zu beweisen scheinen, nämlich daß auch das Glauben-wollen oder -können genetisch verankert sein soll, spielt dabei keine Rolle. Auch religiöses Erleben halte ich für ein gewichtiges Argument im Sinne des Glaubens. Vordringlich die Mystiker haben sich von jeher darauf berufen, und in diesem Erleben spiegelt sich nicht nur das Harmoniebedürfnis eines Gottsuchers, sondern auch die dunkle Seite

des Göttlichen, dessen Erscheinen sich manchmal auf geradezu gewalttätige Art und Weise vollzieht.

Die meisten Menschen, die ich kenne und die sich einer Religionsgemeinschaft zugehörig fühlen, ob Juden, Christen oder Muslime, sind jedoch weniger mystik- oder orthodoxie- als traditionsorientiert, und sie befolgen auch nicht das ganze Regelwerk, das ihnen aufgegeben ist, sondern versuchen mithilfe der Vernunft zu entscheiden, wie streng dessen Befolgung nun tatsächlich sein soll. Das mag Speisevorschriften, sexuelle Enthaltsamkeit und Wohltätigkeit betreffen, aber auch überhöhte Ehrbegriffe zuungunsten des anderen Geschlechts, Missionierung unter Gewaltandrohung usw. usf.

Sie glauben auch nicht an eine permanente Beaufsichtigung oder Betreuung durch ihren Gott, und wenn, dann höchstens im rein persönlichen, emotionalen Bereich. Was ich viel eher entdecke, ist eine Anbindung an die Formen und Werte der Herkunftskultur, ihrer Symbole und deren Ausdruck in der jeweiligen Kunst sowie an traditionelles soziales Verhalten. Insofern sind Religion, Kultur und Sozialgebarung aufs engste miteinander verbunden, und es bedarf keiner besonderen Festigkeit im Glauben, um das Fest Christi Geburt, Weihnachten, zu feiern, indem man anderen etwas schenkt, oder sich am muslimischen Fastenbrechen zu beteiligen, indem man möglichst viele Leute zum Essen einlädt.

Trotzdem gibt es immer wieder Zeiten, in denen Glaubensgemeinschaften die Maximalforderungen ihres jeweiligen Regelwerks einmahnen, wenn es sein muß, auch mit Gewalt. Meist sind es handfeste politische Gründe, die zu einer solchen Eskalation der Rigorismen führen. Mit Argumenten ist dem schwer beizukommen, da man sich auf Gottes Wort und das der rechtgeleiteten Propheten, Apostel oder Kalifen beruft, die zwar schriftlich vorliegen, jedoch – und das ist der springende Punkt – in eben dieser schriftlichen Form auch in sich widersprüchlich sind.

Gott beansprucht in allen monotheistischen Religionen für sich, die absolute Wahrheit zu sein. Aber sein Wort, so es von Menschen gehört werden soll, unterliegt den Gesetzen menschlicher Sprache, und diese ist nun einmal *nicht* eindeutig. Die Gnostiker haben ein treffendes Bild dafür gefunden, als sie erklärten, die Wahrheit komme nicht nackt in die Welt. Und Kleidung unterliegt genauso den Gesetzen der Vielfalt wie Sprache denen der Mehr-

deutigkeit. Die polytheistischen Religionen trugen dem Rechnung, indem sie dem Göttlichen alles nur Erdenkliche an Formen und Verkörperungen zugestanden und so den auch im Göttlichen vorhandenen Antagonismen freien Lauf ließen.

Wie Sie sehen, versuche ich mit einer Reihe von Hilfskonstruktionen zu dem Punkt vorzustoßen, der mir wichtig erscheint, nämlich Gott – wenn man ihn schon in der Sprache dingfest machen will –, viele Sprachen zuzugestehen und deren Poesie zu würdigen, anstatt sie auf eine einzige Version einzuschwören, die letztlich mit dem Charme einer Computerübersetzung daherkommen dürfte. Indizien für die Vielzüngigkeit Gottes gibt es genug, deshalb interessieren sich auch Philologen schon seit langem für die heiligen Schriften. Was man *Bibelkritik* nennt, hat nicht nur selbst eine lange Geschichte, es hat auch zu einer gewissen Historisierung von Altem und Neuem Testament beigetragen, und das ist gut so.

Was den Islam angeht, der den Koran für unerschaffen erachtet, das heißt, für Gottes permanente Rede mit seinen Geschöpfen, die längst vor seiner Herabsendung in Buchform existiert hat, gab es in der Frühzeit durchaus ernstzunehmende Versuche, wie die der Mo'taziliten, einer rationalistischen Bewegung zu Beginn des 9. Jahrhunderts in Bagdad, dieses muslimische Dogma außer Kraft zu setzen, indem man behauptete, dadurch würde ein Äquivalent zur christlichen Inkarnationslehre geschaffen. Gleichzeitig stellte man die Urfrage der muslimischen Theodizee, nämlich die nach der Gerechtigkeit Gottes, die mo'tazilitischer Anschauung nach nicht aufrechterhalten werden konnte, wenn der Mensch nicht frei war, sondern zur Gänze der Vorsehung unterstand.

Die Mo'taziliten waren demnach bereit, die Allmacht Gottes zugunsten der menschlichen Willensfreiheit zu relativieren. Diese Sicht der Dinge wurde unter dem Sohn Harun al-Rashids, dem Kalifen al-Mamun, von 833 an zur Staatsdoktrin erhoben, die allerdings mithilfe einer eigens dafür eingerichteten Inquisition allgemein durchgesetzt werden sollte. Eine Inquisition, die so grausam gegen die Orthodoxie vorging, daß diese mit Unterstützung des Volkes im Jahr 847 wiederhergestellt wurde.

Es gab auch viele Versuche, die *dunklen Stellen* des Korans mit dem *tafsir*, der Disziplin der Koranauslegung, und mit dem *ijtihad*, der vor allem bei den

Schiiten üblichen, intellektuellen *Bemühung*, was im islamischen Recht die eigene Meinungsbildung zu einem Fall oder einer Vorschrift des Gesetzes durch Anwendung des Analogieschlusses auf Koran und *sunna* bedeutet, zu erhellen, doch wurde das *Tor des ijtihad* zwischen dem 10. und dem 13. Jahrhundert immer mehr geschlossen. Danach wurde dem Islam als Regelwerk nicht mehr allzu viel an schöpferischer Energie zugeführt, was letztlich zu seiner Austrocknung und teilweisen Erstarrung beigetragen haben mag.

Die dunklen Stellen gibt es noch immer, und man erklärt sie sich mit der Sprache Gottes, die so weit über diejenige der Menschen hinausreiche, daß es naturgemäß zu Unverständlichkeiten komme. Man könnte es auch so sagen, daß der zu große Respekt vor dem Wort Gottes die muslimischen Philologen daran gehindert hat, sich die menschlichsprachlichen Worte genauer auf ihre Herkunft hin anzusehen.

Inzwischen haben sich zwei deutsche Gelehrte, Günter Lüling, Orientalist und Theologe, sowie Christoph Luxenberg (der Name ist ein Pseudonym), Semitologe und Philologe, mithilfe des ganzen kritischen Apparats, der einer modernen Wissenschaft zur Verfügung steht, des Korans und seiner Deutung angenommen.

Mit erstaunlichen Ergebnissen, wenn man diesen tatsächlich glauben darf. Lüling will herausgefunden haben, daß wichtige Teile des Korans auf ursprünglich christlichen Hymnen basieren, und hat versucht, deren exakten Wortlaut zu rekonstruieren. Luxenberg ist davon ausgegangen, daß man einen Großteil der unklaren Stellen (etwa ein Viertel der mehr als 6000 Verse) besser deuten könne, wenn man von einer ursprünglich aramäischen Sprachgestalt des Korans ausgehe, beziehungsweise von einer Mischsprache, die noch nicht mit dem erst später ausgebildeten Hocharabisch identisch war.

Ich zitiere nun ein paar Sätze aus Christoph Luxenbergs Buch *Die syro-aramäische Lesart des Koran*, S. 258 und 259:

„Aus den Versen 32 und 34 geht hervor, daß die Gerechten *Gärten* und *Weintrauben* sowie *randvolle Weinbecher* haben werden. In diesem Kontext muß man sich darüber wundern, wie plötzlich (Huris) (die nicht genannt sind) mit schwellenden Brüsten dazwischen auftauchen. Dabei ist der mißdeutete Ausdruck (kawa'ib) echt arabisch. Bei Tabari wird er einvernehmlich als ‚vollbusige Frauen‘ erklärt usw. usf.

Schließlich geht es weiter mit: Die inzwischen eingebürgerte Vorstellung von den Huris scheint die Phantasie der Kommentatoren so beflügelt zu haben, daß man den ‚jungen, hübschen und heiß liebenden‘ Paradiesjungfrauen nunmehr auch noch diese Eigenschaft zugeordnet hat.

Der als ‚schwellende Brüste‘ mißdeutete Ausdruck ist daher im Kontext der vorzitierten Verse auch arabisch nunmehr so zu verstehen:

31: ‚Die Gottesfürchtigen (werden) (dereinst) einen Ort der Glückseligkeit (haben):

32: Gärten und Weintrauben

33: und (zwar) üppige, saftige (Früchte),

34: und einen randvollen (Wein)becher.“

Weder Lüling noch Luxenberg wollen, wie sie beteuern, dem Islam Übles, im Gegenteil. Sie versprechen sich aus der Rekonstruktion des Ur-Korans entscheidende Impulse für den Dialog zwischen Christen und Muslimen.

Diese Impulse werden wohl noch eine Weile auf sich warten lassen, denn daß es ausgerechnet westliche Philologen sein sollten, die die seit langem festgefahrene Koran-Exegese wieder flottmachten, wäre ein harter Brocken für islamische Theologen, die auch heute noch auf die sieben bzw. vierzehn möglichen Lesarten des Korans eingeschworen sind, auf die man sich vor Jahrhunderten geeinigt hat.

Auch kann eine Erneuerung des Islams und dessen Reform nur von den Muslimen selbst in Angriff genommen und durchgeführt werden. Ansätze dazu gibt es sowohl in der theologischen Fakultät von Ankara als auch im Iran, in Ägypten, Tunesien und Marokko, auch wenn die Verfechter einer Neuauslegung des Korans manchmal gefährlich leben und man sie im Westen meist erst zur Kenntnis nimmt, wenn sie ins Gefängnis kommen oder in einem westlichen Land um Asyl ansuchen.

Auch in diesem Fall gilt, was Befürworter einer verständnisorientierten Annäherung zwischen Orient und Okzident zu predigen pflegen, nämlich man möge diese couragierten, der Zukunft verpflichteten Intellektuellen nicht im Regen stehen lassen. Wahrscheinlich wäre es zielführender, sich mit diesen um Erneuerung bemühten Geisteswissenschaftlern zu treffen als mit den Würdenträgern der al-Azhar, die selbst Gefangene ihres Rufes und der politischen Rolle, die ihnen zugeordnet wird, sind.

Warum es überhaupt zu dieser, auch von muslimischen Intellektuellen beklagten, Erstarrung des Islams und seiner Kultur gekommen ist, hat wie jede einschneidende Entwicklung oder Nicht-Entwicklung eine ganze Reihe von Gründen.

Abdelwahab Meddeb, 1946 in Tunis in eine Familie von Schriftgelehrten und Lehrern an der Zituna-Universität hineingeboren, listet in seinem Prosastück über Kairo „Wie ein gefallener Engel“ (1998 in *Lettre internationale* Nr. 28 erschienen) einige davon auf: Der Verfall (der von Kairo im speziellen, aber auch der der islamischen Kultur) läßt sich *theologisch* mit der Strafe Gottes oder dem Verzicht auf die Willensfreiheit erklären, *psychologisch* durch die Zwänge der Gemeinschaft, die den Durchbruch des Individuums behindern, *soziologisch* durch das Versagen der Institutionen, *ethnisch* durch die Türkenherrschaft, *ökonomisch* durch die Verlagerung der Welthauptstadt (das bezieht sich auf Kairo), die sich nun nicht mehr an den Ufern des Mittelmeers befindet, weil der Strom der Reichtümer durch die Erweiterung des Handelsnetzes nach der Entdeckung Amerikas und der Fahrt um das Kap der Guten Hoffnung umgeleitet wurde, *politisch und militärisch* durch die zunehmende Macht und Hegemonie des Abendlandes. Diesen Ursachen fügt er noch die These des brasilianischen Franziskanerpaters vom Institut für Arabische Studien in Kairo hinzu, der die Ansicht vertritt, die großen Kulturen seien immer höchstens 500 Jahre lang schöpferisch gewesen, bevor sie ihren Elan verloren. Eine elementare, quantitative und pragmatische Erklärung, die den Vorteil hat, neutral und universal zu sein.

Abdelwahab Meddeb, der in Paris die Zeitschrift *Dédale* herausgibt, die sich den kulturellen Beziehungen zwischen Orient und Okzident widmet, hat auch ein Buch mit dem provokativen Titel *Die Krankheit des Islam* geschrieben, in dem er gleich zu Beginn bemerkt: „Wenn der Fanatismus die Krankheit des Katholizismus und der Nazismus die deutsche Krankheit darstellt, dann ist im Fundamentalismus zweifellos die islamische Krankheit zu sehen.“

Auch er beklagt, wie so viele islamische Intellektuelle, den Verfall der religiösen Bildung unter den Fundamentalisten, die sich ganz der Buchstabentreue verschrieben und nicht begriffen hätten, daß erst die Exegese die Buchstaben zum Leben erwecke. (ich zitiere): „Statt daß man zwischen einem guten und einem schlechten Islam unterscheidet, sollte der Islam zu Auseinandersetzung und Diskussion zurückfinden, die Vielfalt der Meinungen wiederentde-

cken, dem Dissens und der Differenz einen Platz einräumen und er sollte auch akzeptieren, daß der Nächste die Freiheit hat, anders zu denken. Die intellektuelle Debatte muß wieder ihren angestammten Platz einnehmen und den Verhältnissen angeglichen werden, welche die Vielstimmigkeit bietet.“

Man kann nur hoffen, daß Meddebs Forderungen auf offenen Boden fallen, darin demnächst fruchten und zu einem unverzichtbaren Bestandteil des lange als ausschließlich christlich gedachten geistigen Abendlandes werden.

Wie heikel Debatten vor religiösem Hintergrund noch immer oder schon wieder sind, hat erst kürzlich ein *Spiegel*-Artikel gezeigt, in dem es um die von dem Ägyptologen Jan Assmann aufgestellte These geht, daß religiös legitimierte Gewalt mit dem Entstehen des Monotheismus zusammenfällt. Unter Echnaton habe man zum ersten Mal zwischen wahren und falschen Göttern unterschieden zugunsten eines einzigen Gottes, der alle anderen ausschloß. Aber Echnaton begnügte sich noch damit, die Statuen der anderen Götter zu vernichten, die Kinder Israels hingegen gingen auch gegen jene Menschen mit Gewalt vor, die sie für Feinde ihres Gottes hielten.

In dem *Spiegel*-Artikel ist in diesem Zusammenhang immer von *den Juden* (die es damals im zweiten Jahrtausend vor Christi als solche noch gar nicht gegeben hat, wie Assmann, dazu interviewt, klarstellte) die Rede, und es dauerte nicht lange, bis Micha Brumlik, Leiter des deutschen Bauer-Instituts für Holocaustforschung, dem Schreiber des Artikels (nicht Jan Assmann) Antisemitismus vorwarf. Ob zu recht oder zu unrecht, möchte ich im Augenblick gar nicht diskutieren, ich halte es nur für bemerkenswert, daß Religionsgeschichte und religiöse Inhalte auch heute noch, besser gesagt, wieder, die Gemüter der Anhänger aller drei monotheistischen Religionen erregen. Wobei auch jahrhunderte- und jahrtausendealte Bezeichnungen nichts von ihrem Kränkungspotential eingebüßt haben, wie man an den Reaktionen auf die Rede Papst Benedikt des XVI in Regensburg bemerken konnte.

Es sind übrigens nicht nur muslimische Fundamentalisten, die zur Durchsetzung ihrer zur absoluten Wahrheit deklarierten Glaubensinhalte aufrüsten. Auch evangelikale Christen missionieren in Europa, wie zum Beispiel die Organisation *Human Life International*, radikale Abtreibungsgegner, die Geld, Überredungskünste und gelegentlich auch Gewalt einsetzen, um den

Babycaust zu verhindern, wobei ihnen vor allem aus einigen neuen EU-Ländern Unterstützung zuteil wird.

Die intellektuelle Debatte um den Islam, die Meddeb so heftig einfordert, hat natürlich längst begonnen, obwohl sie oft von westlichen Intellektuellen geführt wird, die für meine Begriffe viel zu genau zu wissen scheinen, wie der Islam ist und was in ihm falsch läuft, ohne mit jenen Autoren zu debattieren, die quasi von Geburt an mit dem Islam vertraut sind. Daß sie sich selber dabei gelegentlich fundamentalistischer Redeweisen und Methoden bedienen, fällt wenig auf, haben wir uns doch daran gewöhnt, uns beim Wissenserwerb von tatsächlichen oder selbsternannten Experten bedienen und von der Bestimmtheit ihrer Behauptungen und ihres Auftretens blenden zu lassen. Dazu fällt mir eine alte, neue Redewendung ein, die ich bei einer Diskussion mit einem indischen Gelehrten gehört habe: „Gläubige glauben, Fundamentalisten wissen alles.“

Aber gerade religiösen Gewißheiten ist mit vorschnellen Beurteilungen nicht beizukommen. Das Erscheinungsbild des Islams ist in sich so vielfältig, daß man sich hüten sollte, es allein an Dogmenkritik festzumachen. Ich gebe auch gerne zu, daß mich persönlich die Debatten über den koranischen Islam und das, was er nun angeblich ist oder bedeutet, viel weniger interessieren als Gespräche mit Muslimen und über Muslime oder über die muslimisch inspirierte Kunst und Literatur, in denen die innerislamischen Auseinandersetzungen, aber auch die mit der westlichen Welt, ihren Platz haben. Mit einem Wort, am liebsten unterhalte ich mich mit Autoren und deren Büchern, die beides aus Erfahrung kennen und beides nicht missen wollen, weder eine demokratische, auf Meinungsfreiheit und Gleichstellung der Individuen basierende westliche Kultur noch den Nachklang der einstigen Pracht und Sinnlichkeit einer islamischen Hochkultur sowie die familiäre Wärme, die Höflichkeit, Frömmigkeit und Gastfreundschaft einer muslimischen Alltagskultur.

Diese intensiven Ost-West-Beziehungen innerhalb einer Person erlauben es, beide Welten aus einer viel legitimeren Position heraus der Kritik zu unterziehen. Denn eine Kultur erweise dort ihre Stärke, wo sie die radikale Kritik nicht Außenstehenden überläßt, sondern selbst betreibt, meint Navid Kermani in seinem Buch *Der Schrecken Gottes, Attar, Hiob und die metaphysische Revolte*, erschienen 2005 im Beck Verlag. Ein Buch, das allen, die nur

im entferntesten Interesse an religiösen Ideen haben, aufs wärmste zu empfehlen ist. Ich habe selten etwas gelesen, das das tiefgründige und literarisch höchst anspruchsvolle muslimische Denken zum Thema *Hadern mit Gott*, veranschaulicht am Werk des Dichters Farudeddin Attar, so brillant in die Gegenwart geholt und die bestehenden Querverbindungen zu jüdischen, christlichen und muslimischen Glaubensvorstellungen auf so überzeugende Art sichtbar gemacht hätte. Und daß Kermani dieses Buch in dieser Form hat schreiben können, hat auch mit seiner Vertrautheit mit westlichen Methoden der Forschung zu tun.

Für mich ist es dieser Glauben an die Möglichkeiten der Verständigung, auch über die Jahrhunderte und Jahrtausende hinweg, der die sprichwörtlichen Berge, die in Wirklichkeit Grenzgebirge sind, versetzen kann und darf, und nicht jener gewalttätige Glauben, der keinen Stein auf dem anderen läßt. Bücher wie diese bestärken mich auch in der Meinung, die bereits Goethe in der berühmten Verszeile hat anklingen lassen, nämlich: *Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen*.

Kritik an anderen Kulturen sei immer affirmativ gegenüber der eigenen Kultur und damit das Gegenteil dessen, was Literatur zum Antrieb und zur Aufgabe habe, schreibt Kermani an einer Stelle des oben zitierten Buches, und Selbstkritik heiße schließlich, daß man zu diesem Selbst noch gehöre, so wie ja auch die größten Kritiker des Westens ein glänzender, herausragender Bestandteil eben ihrer eigenen westlichen Kultur seien.

Ähnlich wie Attar, der iranische Dichter, der etwa von 1137 bis 1222 in Nischapur gelebt hat. Er erweist sich als einer der größten Ankläger Gottes und will dennoch nicht von ihm lassen, das heißt, daß er an ihn in seiner ganzen Allmacht glaubt. Aus muslimischer Sicht ist Attar – und es kann nur eine muslimische Sicht geben, da die Werke Attars nicht in westliche Sprachen übersetzt sind, schon gar nicht dieses düstere *Buch der Leiden*, und wenn, dann höchstens auszugsweise oder als Zusammenfassung – aus muslimischer Sicht also ist Attar ein Vorläufer Dantes, und die Spuren seiner Ideen wie die muslimischen Denkens im allgemeinen, konnten mittlerweile von der Wissenschaft auch im Werk Dantes nachgewiesen werden. Wie überhaupt die europäische Neuzeit von den imposanten Leistungen der damals noch höchst lebendigen islamischen Hochkultur – man denke an den Stauffer Friedrich

II, der arabisch erzogen worden war – in zunehmendem Maße angespornt und angetrieben wurde.

Es sind nicht nur Touristen, die den Orient besuchen, sondern auch ehemalige Migranten oder im Westen lebende Ausländer, so sie nicht aus politischen Gründen aus ihren Ländern fliehen mußten, die in diese immer wieder zurückkehren, sei es um ihre Verwandten zu besuchen oder sei es einfach, um an den Orten ihrer Kindheit und Jugend Urlaub zu machen, die einst vertrauten Speisen wieder zu essen, die alte Musik wieder zu hören, sich mit Freunden zu treffen. Und die meisten von ihnen nützen diese Zeit nicht unbedingt dazu, ihre aufmüpfigen Töchter an traditionell erzogene Cousins zu verheiraten oder sich mit dem Imam zu beraten, wie sie ihrer Verpflichtung zur *da'wa*, zur Missionierung, am besten nachkommen und die Herrschaft des Islams in Europa etablieren sollen, durch hohe Geburtenraten oder lieber doch mit Gewalt.

Das sind zumindest die Dinge, die einem dazu einfallen könnten. Nicht einfallen wird einem, so man nicht auch privat freundschaftlichen Kontakt zu europäischen Muslimen hat, was Kermani in der Dankesrede zur Verleihung des Preises für Völkerverständigung der Helga- und Edzard-Reuter-Stiftung erzählt (am 2. 2. 2004 abgedruckt in der SZ). Es ist eine listige Rede voller Humor und Anspielungen, in der u. a. auch vom ewigen Hickhack zwischen Türken und Persern die Rede ist. Kermanis Frau ist übrigens aserbeidschanische Iranerin, und die Kermanis leben im Türkenviertel von Köln.

Gleich zu Beginn äußert Kermani zwei Wünsche, beziehungsweise versucht er zu erklären, warum er sich einerseits wünscht, daß der Westen seine Leitkultur missionarisch – aber nicht mit Krieg, Kolonisierung und Besetzung – ausbreiten, und andererseits, warum Deutschland seinen Lehrerinnen erlauben sollte, ein Kopftuch zu tragen.

Seine Begründungen sind nur mit einem Schmunzeln zu lesen, denn Kermani hat sich um das Preisgeld ein Haus in Isfahan gekauft, woher seine Familie stammt, und wo er bei Großeltern, Onkeln und Tanten viele Ferien verbracht hat. Ein Haus, das unter Denkmalschutz steht und in dem außer Greisen, die sich nicht mehr umgewöhnen können, kein Isfahani mehr wohnen möchte. Mit einem Brunnen im Hof und einem Granatapfelbaum, in dessen Schatten man seine Wasserpfeife raucht. Der Makler kann es nicht fassen,

versucht ihm Tips zu geben, wie er vielleicht doch noch zu einer Abrißgenehmigung kommen könnte. Alle seine Klienten, die ein solches Haus kaufen, haben nichts anderes im Sinn, als es abzureißen und an seiner Stelle ein Haus im westlichen Stil mit allem Komfort hinzustellen.

Nur die Jüngerer der Isfahanis, die viel in der Welt herumkommen, sind an solchen Häusern interessiert, und auch daran, daß jemand mit einem westlichen Bewußtsein so ein Haus kauft, seine westlichen Freunde einlädt, die dann ihre westliche Kultur gerade dadurch verbreiten, daß sie die Größe der lokalen Kultur entdecken. Das Haus, das Kermani gekauft hat, liegt übrigens im Armenierviertel, eines der lebendigsten und größten Armenierviertel im ganzen Nahen Osten, ich habe es im Jahr 1977 mit eigenen Augen gesehen. Diejenigen, die sich heute in der muslimischen Welt um den Erhalt der traditionellen Architektur bemühen, sind nicht die Traditionalisten, es sind jene, die wie Kermani vom Westen geprägt wurden.

Die westliche Leitkultur habe, meint Kermani abschließend, ihr Spezifikum darin, daß sie – anders als die Religionen mit ihrem notwendigen Anspruch auf Allgemeingültigkeit – auf Partikularität beruht. Damit erlaube Europa gerade auch die Partikularität der Religionen. Die gegenwärtige Überlegenheit seiner Kultur würde sich wohl am besten darin erweisen, Muslimen jene Freiheit zu gewähren, die Christen in islamischen Ländern oft nicht haben.

So sag ich's meinem Kinde! Eine Kultur, die von ihrer Überlegenheit so fest überzeugt ist wie die westliche, darf sich nicht wundern, wenn die anderen von ihr permanente Beispielhaftigkeit erwarten.

Kehren wir vielleicht noch einmal kurz zu jenem *Buch der Leiden* von Attar zurück, das in Navid Kermanis glänzender Studie über das Hadern mit Gott eine so große Rolle spielt. Ein 1955 erschienenes, ebenfalls grandioses und umfangreiches Buch mit dem Titel *Das Meer der Seele, Mensch, Welt und Gott in den Geschichten des Fariduddin Attar* stammt von Hellmut Ritter, der sich neben Annemarie Schimmel wohl am tiefendsten zum Thema islamische Spiritualität und Mystik geäußert hat. Zur Zeit, als dieses Buch bei Brill in Leiden, der vornehmsten Verlagsadresse für alle Orientalica, erschienen ist, war Hellmut Ritter Universitätsprofessor in Frankfurt am Main. Davor aber verbrachte er viele Jahre, vor allem diejenigen, in denen Hitler an der Macht war, im politischen Exil in der Türkei. Und er war nicht der einzi-

ge, der Anthropologe Max Raphael, eine Reihe von Philosophen, ja, sogar der spätere erste Nachkriegsbürgermeister von Berlin, Ernst Reuter ... sie alle hatten in der Türkei Zuflucht vor der nazistischen Verfolgung gefunden, so wie einst, im 16. Jahrhundert, die spanischen Juden vor der Inquisition.

Europa war also in den zwanziger und dreißiger Jahren nicht unbedingt ein Vorbild für die Türkei, erst recht nicht in den frühen vierziger Jahren, denn es hatte seine aufklärerischen Werte, sei es durch den Nationalsozialismus, sei es durch den Kolonialismus, mehrmals und mehrfach verraten. In der Türkei war bis 1938 Mustafa Kemal, genannt Atatürk, an der Macht, der den Türken eine radikale Modernisierung verordnet hatte. Die brachte das Land auf dem Weg nach Westen, auf dem es sich schon seit mehr als zweihundert Jahren, einmal schneller, einmal langsamer, fortbewegte, einen gehörigen Schritt nach vorne. Aber wie immer bei dermaßen radikalen Einschnitten in die Entwicklung eines Landes erweist sich der Fortschritt als unverlässlich und fußmarod, prescht mit fliegenden Pferden voran, um sich dann länger als vorgesehen in einem Wirtshaus längs der Straße von den Strapazen zu erholen oder gar ein Stück zurückzugehen, weil er in der letzten Herberge etwas Wichtiges vergessen hat.

Dennoch, die Türkei, die nie Kolonie war, sondern in Form des Osmanischen Reiches ein eigenes Imperium aufgebaut hatte, ist, demokratiepolitisch gesehen, das fortschrittlichste Land der islamischen Welt, auch wenn sie an ähnlichen Symptomen wie dem Zerfall der Machtstrukturen, der Abtrennung vieler einstmals dazu gehörender Länder, dem beginnenden Nationalismus und vielem mehr zu laborieren hatte, ähnlich wie das Habsburgerreich bei seinem Zusammenbruch. Doch sie hat es ohne fremde Hilfe geschafft, sich gegen den Willen der Großmächte zu einem Nationalstaat zu konsolidieren, der nun seit dem Beginn der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts seinen Platz in der Staatengemeinschaft einnimmt. Was vom Reich geblieben war und noch immer nicht befriedigend aufgearbeitet ist, sind die Minderheitenproblematik, die von Zeit zu Zeit bürgerkriegsähnliche Formen annimmt, aber auch die Defizite bezüglich Meinungsfreiheit und Menschenrechten, die verzögerte Entwicklung der südöstlichen Landesteile und das Gespenst der Korruption, das immer wieder aus seinem vermeintlichen Grab steigt.

Dazu gekommen ist wie überall in der islamischen Welt ein Problem mit dem radikalen und dem fundamentalistischen Islam, doch im Gegensatz zu anderen Ländern der Region hat die Türkei eine demokratisch gewählte Regierung, zur Zeit eine gemäßigt islamistische, die sowohl paktfähig als auch gesprächsbereit ist, und die, weit über ihren Schatten springend, in der relativ kurzen Zeit, in der sie im Amt ist, unerwartet viel bewegt hat. Auch wenn sie im Umgang mit ihren Intellektuellen und Freidenkern nicht immer erwartungsgemäß reagiert. Es ist mir also unverständlich, warum gerade die Österreicher sich neuerdings dermaßen ablehnend verhalten, so daß sie unter den Befürwortern eines eventuellen späteren Beitritts der Türkei zur Europäischen Staatengemeinschaft auf den letzten Platz abgerutscht sind. Weder eine kluge, noch eine vorausschauende Haltung, aber das ist heute nicht unser Thema.

Eigentlich wollte ich schon längst zu Zafer Senocak, dem in Berlin lebenden Essayisten und Schriftsteller kommen, den ich für einen der genauesten, aber auch schärfsten Beobachter des Ist-Zustands eines multikulturellen Deutschlands halte. 1961 in Ankara geboren, ist er schon bald mit seinen Eltern nach Deutschland gekommen. Sein Vater, ein Gelehrter und gläubiger Muslim, der in der radikal laizistischen Türkei Schwierigkeiten mit der Herausgabe seiner islamischen Zeitschrift bekam, ging daraufhin mit der Familie nach Deutschland, weil Deutschland, wie er dem Sohn erklärte, ein Rechtsstaat sei.

Es darf also nicht verwundern, daß Senocak, der wie Meddeb und Kermani in der eigenen Familie erlebt hat, was islamische Tradition bedeutet, wenn sie von ernsthaften und dazu ausgebildeten Menschen bedacht und gelebt wird, sich ebenfalls über die „Hooligans des Glaubens“ ärgert und ihnen in seinem neuen Buch *Das Land hinter den Buchstaben* vorwirft, einen innerislamischen Kulturkampf zu führen, der im Grunde ein gnadenloser Geschlechterkrieg sei. Er spricht sogar von einer muslimischen Libidodiktatur, die vom Gehorsam der Frau und von der strengen Einhaltung der Regeln lebe. Es sei zwar keineswegs so, daß die Frau gegenüber dem Mann vollkommen rechtlos sei, der muslimische Sexualkodex enthalte sogar ein Befriedigungsgebot für Frauen, doch seien die Rechte der Männer immer etwas weiter gefaßt als die der Frauen.

Die männlichen Muslime, scheinbar es, verbrauchten ihre gesamte geistige Energie, um die Frauen zu hüten, und betrachteten die Obhut über den Körper der Frauen als ihre Ehre, die man in der sexuell entfesselten Welt der *Ungläubigen* rasch verlieren könne.

Die Frauen würden allerdings weniger zu ihrem als zum Schutz des Mannes eingepackt, eines Mannes, von dem man annimmt, daß er beim Anblick von Haut und Haar der Frauen sogleich außer Rand und Band geraten würde. Doch ähnlich wie beim Zölibat katholischer Priester sei das Ergebnis nicht eine keuschere Beziehung der Geschlechter, sondern ein pathologisches Verhältnis zur Sexualität. Dennoch schienen Muslime mehr zu ahnen von der Sexualität und der Unbeherrschbarkeit der Triebe als *wir*, und in dieses *wir* inkludiert sich der Autor selbst, denn die auf christlichen Verdrängungsmechanismen basierenden westlichen Gesellschaften hätten zwar eine zwanghafte Enttabuisierung der Sexualität eingeleitet, die jedoch nichts anderes sei als die Kehrseite ihrer Tabuisierung.

Nun, wir werden sehen, womit die Kehrseite der muslimischen Übersexualisierung uns noch überraschen wird.

Senocak hat den Finger nicht nur auf das Geschlechterproblem im Islam gelegt, sondern genauso heftig wie seine Kollegen Meddeb und Kermani die mangelhafte und uninspirierte philologische und exegetische Sorgfalt im Umgang mit dem Koran und der islamischen Tradition kritisiert. Er meint, daß die Muslime viel von den Juden lernen könnten, um das geistige Potential ihrer Religion wieder zu entdecken. Ihr Glaube sei in der Moderne sprachlos geblieben, denn eine Tradition, die nicht *übersetzt* wird, erstarrt zum Ritual. Hätte es nicht Denker wie Martin Buber, Franz Rosenzweig oder Emmanuel Lévinas gegeben, die eine enorme übersetzerische Leistung zwischen der chassidischen Literatur, dem Talmud und der abendländischen Philosophie unternommen hätten, stünde die jüdische Religion heute vor ähnlichen Problemen. Es sei nicht einmal gelungen, die Werke der großen Philosophen aus der Blütezeit der islamischen Kultur in die heutige Sprache zu bringen, um sie in aktueller Frische zu lesen. Denn nicht nur zwischen den Sprachen, auch zwischen den Zeiten müsse übersetzt werden. Ohne Übersetzung in die Jetztzeit bleibe jede Überlieferung ein unlesbarer, verlorengegangener Text.

Was die islamische Tradition versäumt hat, holt man sich bei den Mystikern, deren Texte offensichtlich die Jahrhunderte besser überstanden haben, vielleicht weil in ihnen das Aufbegehren der Menschen noch in der Hingabe zu spüren ist und die Hingabe im Aufbegehren. Ihre Sprache gilt auch nicht als so sakrosankt, daß man sie nicht selbständig interpretieren dürfte. So wie sich Meddeb immer wieder auf Ibn Arabi und Kermani sich auf Attar beruft, schildert Senocak, wie ihm der türkische Dichter und Mystiker Yunus Emre, der ebenfalls im 12. Jahrhundert gelebt hat, seinerzeit das Überleben zwischen Herkunft Türkei und Lebensmittelpunkt Deutschland ermöglicht hatte. Er begann damals, Yunus Emre zu übersetzen. Ohne die Arbeit an Emres Werk, sagt er heute, hätte eine harte Grenze seine Innen- und Außenwelt getrennt, wäre er zwischen Koran und Sex Pistols ein Opfer unvereinbarer Gegensätze geworden.

Senocak, der unerbittliche Kritiker des gegenwärtigen Selbstverständnisses radikaler Muslime und der Observanz, die sie propagieren, kann es sich leisten, sein deutsches Umfeld mit denselben strengen Maßstäben zu messen. Die muslimischen Eiferer, meint er, handelten so wie auf bestimmte äußere Reize fixierte, in Laboren gezüchtete Wesen, die außer Kontrolle geraten sind. Der Westen wiederum reagiere auf sie wie in Actionfilmen: Er schicke einen Helden aus der Abteilung Ungezieferbekämpfung, spezialisiert auf unberechenbare Mutanten. Und wie in den Spielfilmen sei dieser Kampf für den Mutanten nicht zu gewinnen. Ein drastischer Vergleich, der schon seine Berechtigung hat, denn gerade in den westlichen Medien wird manchmal ein Bild der Muslime gezeichnet, das tatsächlich an Mutanten erinnert.

Nicht daß das irgendetwas zum Besseren wenden würde, aber der Vollständigkeit halber sollte man sich daran erinnern, daß es in den letzten Jahren nicht nur von Türken begangene Ehrenmorde, sondern auch von jungen Deutschen an Türken begangene rassistische Morde gegeben hat. Es sind also nicht ethnische Gruppen, mit denen man ins Gericht zu gehen hat, sondern totalitäre Denkstrukturen.

Sind es noch immer die Spuren einer rassistischen Haltung gegenüber *den anderen* sowie Arroganz und mangelnde Bereitschaft, *den anderen* nicht so sehr von seiner Ethnie her als von seiner Haltung im täglichen Leben her zu begreifen, die Senocak als äußere Gründe für das mangelnde Vertrauen der Muslime in die westliche Welt anführt, so listet Meddeb in derselben Rubrik

auch noch auf, daß dem Islam die Anerkennung als Repäsentant einer inneren Andersheit verweigert werde; daß man ihn als Ausgeschlossenen handle und in diesem Status festlege; daß der Okzident die eigenen Grundsätze verleugne, sobald seine Interessen das verlangen; daß schließlich der Okzident (heute in der Gestalt Amerikas) ungestraft eine Hegemonie ausübe und dabei mit zweierlei Maß messe.

Was tut also not? Im Augenblick, in dem ich diese Frage stelle, erschrecke ich auch schon vor ihr, da ich mir höchstens eine Antwort in sehr partiellen Bereichen zutraue. Ich glaube, es ist anhand der drei muslimischen Intellektuellen, deren Denkweise ich Ihnen heute nahezubringen versucht habe, ziemlich klar geworden, was sie im Hinblick auf den Islam als notwendig erachten, nämlich eine sachdienliche, phantasiebegabte Vermessung jener Berge, die versetzen zu können dem Glauben zugetraut wird. Es gilt, das kaum mehr erinnerte kulturelle Gedächtnis des Islams wiederzufinden, um ihn vor der endgültigen Stagnation zu bewahren. Und nicht nur den koranischen Islam, sondern auch die großen Werke jener Dichter und Mystiker, die aus seinem Geist heraus diese einstmals so beeindruckende Kultur zuwegegebracht haben. Literatur und Kunst müssen immer wieder aufs neue entdeckt und in Bezug zur Gegenwart gesetzt werden, um als Nahrung zu taugen, als der notwendige Bissen Brot, in dem eine Lebensration an geistiger Energie für den einzelnen gespeichert ist.

Die drei Genannten haben längst damit begonnen, die muslimische Kultur auf ihre Gegenwartstauglichkeit hin abzuklopfen, und sie sind in vielen Bereichen fündig geworden. Was aber noch aussteht, ist eine breitere Resonanz dieses ihres Unterfangens. Der Schlüsselbegriff zur Integration lautet Identifikation, so hat es Senocak jüngst auf den Punkt gebracht. Und womit kann man sich leichter identifizieren als mit einem gelungenen Werk, sei es der Literatur, der Bildenden Kunst oder der Musik? Damit meine ich, daß Integration als Leistung nicht nur von Migranten zu erbringen ist, sondern auch uns bis zu einem gewissen Grad abverlangt werden kann.

Nur wer die schöpferischen Großtaten einer anderen Kultur in etwa abzuschätzen vermag, wird den Menschen, die aus ihr stammen, den nötigen Respekt entgegenbringen, der für den Umgang auf selber Augenhöhe notwendig ist. Da ist bei uns ein gewisses Defizit feststellbar. Ein Defizit, unterlegt von einer Arroganz, der sich auch Marcel Reich-Ranicki einst schuldig ge-

macht hat, als er bei der Verleihung des Nobel-Preises an den Ägypter Nagib Machfus meinte, das könne kein wichtiger Autor sein, wenn er ihn nicht kenne.

Aktivierung des kulturellen Gedächtnisses, Aufspüren der Wege des Wissens zwischen Orient und Okzident, der gegenseitigen Beeinflußung und Befruchtung der jüdischen, christlichen und muslimischen Monotheismen sowie der Fäden, die sich von den altchristlichen Anachoreten über die muslimischen Asketen und die jüdische Kabbalah, über Mystiker und Dichter bis hin zu den französischen Troubadouren, ja bis zu Raimundus Lullus und Dante spinnen. Die Male gegenseitiger Berührung an den Reiseschriftstellern des 18. und 19. Jahrhunderts wahrnehmen bis hin zur Manier der abendländischen Malerei nach orientalischen Motiven, den Widerklang der Janitscharenmusik bei Haydn und Mozart entdecken und und und.

Ich weiß auch, daß dieses Plädoyer für eine geistige Archäologie des Gemeinsamen oder zumindest des Kompatiblen nach all dem, was Sie täglich in den Nachrichten hören und sehen, wie eine gutgemeinte, aber harmlose utopische Vorstellung klingen muß. Aber so harmlos ist Kunst nicht. Ihre Wirkungsgeschichte hat zwar wenig mit dem sogenannten Agit-prop zu tun, wie man die unmittelbare politische Instrumentalisierung der Künste nannte, sondern mit einer subversiven Invasion der Köpfe, in denen plötzlich andere Stimmen laut werden als die, die immer schon darin das Sagen hatten. Das Eindringen verschobener Blickwinkel in die Intimität des eigenen Bewußtseins, so könnte man diese Spurensuche wohl nennen, und wer sich ihr einmal anheimgegeben hat, wird sich nicht mit kargen ersten Ergebnissen zufriedengeben, sondern weitersuchen wollen und damit ein Klischee nach dem anderen außer Kraft setzen. Und das wäre doch schon etwas.

Einer, der es Ihnen leicht machen wird, sich auf den Weg der Erkundung dessen zu machen, was schon in den nächsten Generationen zur Geschichte von Österreichern gehören wird, nämlich orientalisch-muslimische Geschichte, die in den Köpfen der Migrantenkinder und -enkel ja nicht gelöscht werden soll, im Gegenteil, ist der Nobelpreisträger des letzten Jahres, der türkische Romancier und Essayist Orhan Pamuk. Er, der Sohn aus bürgerlichem Haus, geboren 1951 in Istanbul, aufgewachsen in Istanbul, wohnhaft in Istanbul, mit mehrmaligen Abstechern in die USA, erst zum Studium, dann zum Dozieren und zur Zeit auf der Flucht vor Morddrohungen im eigenen

Land. Er entstammt jenem Istanbuler Milieu, das sich schon seit Generationen westlich geriert hat, ohne die türkischen Traditionen völlig abzulegen, daher mit einem Blick für beides begabt, für die Errungenschaften des Westens, ob in Technik, Wirtschaft oder den Künsten, die längst schon zur eigenen Tradition gehören, aber auch dem Islam als Kultur, weniger als Religion, verhaftet.

Istanbuler Intellektuellen wie Pamuk, die oft genug von sich behaupten, nirgendwo sonst als in Istanbul leben zu können, hat man oft vorgeworfen, Anatolien vollkommen abgeschrieben und aus ihrem Gesichtskreis verbannt zu haben, ja, daß sie sich sogar für Anatolien schämten, für das rückständige, von vielen Plagen heimgesuchte Hinterland, das die fortschrittliche Türkei in ihrer Entwicklung hemme.

Es stimmt allerdings, daß innerhalb der Türkei ein ähnlicher Kampf zwischen Anhängern einer aufgeklärten, reformfreudigen und zukunftsorientierten Gesellschaft einerseits und einer radikalisierten, zum Teil nationalistisch, zum Teil islamistisch geprägten andererseits, die der Verwestlichung die Schuld am Versagen ihrer sozialen und kulturellen Strukturen gibt, stattfindet, genau wie in Europa, ja sogar viel radikaler. Das Match Laizismus versus Islamismus ist voll im Gang, wird jedoch, bis auf wenige Ausnahmen, an den Wahlurnen entschieden.

Orhan Pamuk hat mit seinen Romanen in Istanbul angefangen, *Das schwarze Buch* ist das beste Beispiel dafür, wie ein Romangeschehen mit der Zeitgeschichte einer Stadt aufs kunstvollste vernetzt werden kann. Aber er hat sich nicht damit begnügt, sondern bald schon in die osmanische Geschichte ausgegriffen, ein Thema, das durch die von Atatürk verordnete Kulturrevolution für Jahrzehnte ins Hintertreffen geraten und geradezu tabu war.

Rot ist mein Name ist ein Roman, in dem er sich nicht nur auf Geschichte als solche, sondern auch auf die Geschichte der Miniaturenmalerei eingelassen hat, und das in einer Form, die sich spannend wie ein Kriminalroman liest. Aber, und das ist ihm noch viel höher anzurechnen, er hat sich auch nach Anatolien hin orientiert. Zum ersten Mal in *Das neue Leben*, einer Art road-movie, das in jenen Autobussen, die Tag und Nacht Anatolien durchkreuzen, spielt. Ich selbst bin oft genug in diesen zum Teil mit allem Komfort ausgestatteten Straßenmonstern unterwegs gewesen, in denen man vor lauter In-

die-Landschaft-Schauen ins Träumen mit offenen Augen verfällt, und sich Gedanken einstellen, die man sonst nie denkt.

In seinem letzten Roman *Schnee* hat es ihn dann sogar bis nach Kars verschlagen, in eine Stadt im Nordosten, nicht weit von der armenischen Grenze, der Inbegriff der Provinz, in der sich die türkische Gesellschaft mit all ihren Abgründen am überschaubarsten spiegelt. Pamuk hat sich der Politik mit gutem Grund verweigert, auch wenn er sich immer wieder politisch äußert. Notgedrungen, wie man es manchmal tut, weil der Druck in einem selbst zu groß wird. In *Schnee* ist er diesbezüglich am weitesten gegangen, indem er die Konflikte, die die Türkei von Zeit zu Zeit wie ein Erdbeben durchschütteln, dargestellt, das heißt, sie als existierende beschrieben hat. Aber *Schnee* wurde in der Türkei weder zensiert, noch erregte es die Gemüter über Gebühr. Erst ein paar Äußerungen über das Kurdenproblem und die Massaker an den Armeniern vor beinahe hundert Jahren machten den Autor Pamuk – vor allem im Westen – zum politischen Autor. Und alle waren sich einig, daß er den Nobel-Preis aus diesem Grund erhalten habe.

Mag sein, daß dieses Interview mit dem Schweizer Tagesanzeiger das Nobelpreiskomitee auf ihn erst so richtig aufmerksam gemacht hat, aber Orhan Pamuk ist ein literarischer Autor, und zwar ein ungemein guter, was immer das Feuilleton, europäische Kollegen, die ihn meist gar nicht gelesen haben, oder ein paar westliche Turkologen sagen, die bemängelt haben, daß sie ihn ohne Wörterbuch lesen könnten. Das Geheimnis seiner Romane liegt in der Struktur. Nicht von ungefähr hat er einmal damit begonnen, Architektur zu studieren. Und darin liegt auch sein innovativer Beitrag. Sein Umgang mit den für einen Roman unabdingbaren Textmengen ist makellos, das möchte ich bei dieser Gelegenheit einmal gesagt haben.

Vielleicht begeben nun auch Sie sich auf den Weg der Literatur, um ihre eigenen Vorstellungen vom gegenwärtigen Erscheinungsbild des Islam zu erweitern und vielleicht da und dort zu korrigieren, falls es nötig sein sollte. Wenn ja, wünsche ich ihnen viel Vergnügen bei der Lektüre. Und rechnen Sie damit, daß Sie ein wenig verändert daraus hervorgehen werden.

Bisher erschienene Nummern

2007

- 17 **B. Frischmuth** (Wien): *Kann der Glaube Berge versetzen, und wenn ja, wie hoch dürfen sie sein? Gedanken zum gegenwärtigen Erscheinungsbild des Islam*
- 16 **B. Gebrewold** (Innsbruck): *The Civilizing Process of Globalization and Integration*
- 15 **R. Lohlker** (Wien): *Islam und Gewalt*
- 14 **W. Guggenberger** (Innsbruck): *Flucht aus der Freiheit. Ein kritischer Blick auf Ökonomik und Strukturenethik aus der Perspektive christlicher Gesellschaftslehre*

2006

- 13 **S. Hartmann** (Innsbruck): *Historische Betrachtung des Kongo im globalen Handel – Eine Geschichte kompromissloser Gier*
- 12 **W. Dietrich** (Innsbruck): *Energetische und moralische Friedensbegriffe als paradigmatische Leitprinzipien der Friedensforschung*
- 11 **M. Delgado** (Fribourg): *Theologie und Volkssouveränität Oder vom Nutzen der Theologie für die Politik*
- 10 **H. Hinterhuber** (Innsbruck): *Besessenheit und Exorzismus: Gedanken zu einem psychiatrisch (und theologisch) obsoleten Thema*
- 09 **R. Schwager, R. A. Siebenrock** (Innsbruck): *Das Böse / Der Teufel. Theologische Orientierungen*
- 08 **W. Guggenberger, W. Palaver, W. Sandler, P. Steinmair-Pösel** (Innsbruck): *Ursprünge der Gewalt: Eine kritische Auseinandersetzung mit der Theorie matriarchaler Gesellschaft aus Sicht der mimetischen Theorie*
- 07 **C. von Werlhof** (Innsbruck): *Das Patriarchat als Negation des Matriarchats: zur Perspektive eines Wahns*
- 06 **R. Rebitsch** (Innsbruck): *Glaube und Krieg. Gedanken zur Antriebsmotivation zum Krieg bei den Hussiten und in der New Model Army*

2005

- 05 **A. Assmann** (Hildesheim): *Gewalt und das kulturelle Unbewußte: eine Archäologie des Abendmahls.*
- 04 **J.-P. Dupuy** (Paris, Stanford): *The Ethics of Technology before the Apocalypse.*
- 03 **A. Exenberger** (Innsbruck): *Welthungerordnung? Eine Topologie des Hungers im Zeitalter der Globalisierung.*
- 02 **J. Becker** (Solingen, Marburg): *Die Informationsrevolution frisst ihre eigenen Kinder: Internationale Medienpolitik zwischen Terror, Militarisierung und totaler Entgrenzung.*
- 01 **R. Schwager** (Innsbruck): *Jean-Pierre Dupuy als möglicher Referenzautor für das interfakultäre Forschungsprojekt „Weltordnung-Religion-Gewalt“.*